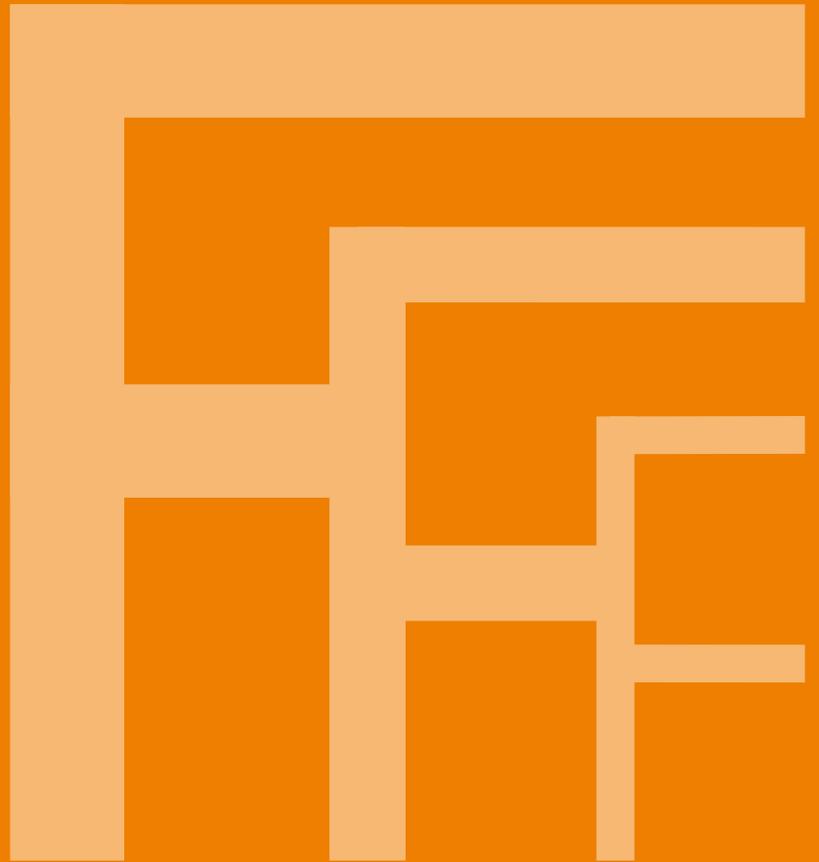


FORUM FÜR FACHSPRACHEN-FORSCHUNG

FORUM FÜR
FACHSPRACHEN-
FORSCHUNG



Kulturspezifik in der Fachübersetzung

Sylvia Reinart

F Frank & Timme

Verlag für wissenschaftliche Literatur

Sylvia Reinart Kulturspezifik in der Fachübersetzung



Forum für Fachsprachen-Forschung

Hartwig Kalverkämper (Hg.)

Band 88

Sylvia Reinart

Kulturspezifität in der Fachübersetzung

Die Bedeutung der Kulturkompetenz bei der
Translation fachsprachlicher und fachbezogener Texte

F Frank & Timme
Verlag für wissenschaftliche Literatur

2., durchgesehene Auflage 2014
1. Auflage 2009

ISBN 978-3-86596-235-5
ISSN 0939-8945

© Frank & Timme GmbH Verlag für wissenschaftliche Literatur
Berlin 2014. Alle Rechte vorbehalten.

Das Werk einschließlich aller Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechts-
gesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar.
Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen,
Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in
elektronischen Systemen.

Herstellung durch das atelier eilenberger, Taucha bei Leipzig.
Printed in Germany.
Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier.

www.frank-timme.de

Die vorliegende Arbeit wurde vom Fachbereich Angewandte Sprach- und Kulturwissenschaft der Johannes Gutenberg-Universität Mainz in Germersheim im Februar 2009 als Habilitationsschrift angenommen. All denjenigen, die mich während ihrer Entstehungszeit unterstützt haben, möchte ich meinen Dank aussprechen:

Wolfgang Pöckl hat mich mit der Begeisterung für Forschung und Lehre angesteckt, ohne die das Manuskript vermutlich nie entstanden wäre. Er hat die vorliegende Arbeit nicht nur durch seine eigenen wissenschaftlichen Forschungsleistungen beeinflusst, sondern sie auch durch eine ganze Reihe von Vorschlägen bereichert. Für seine Unterstützung, vor allem aber auch für seine Freundschaft, möchte ich mich ganz herzlich bedanken. Zahlreiche kreative Ideen gingen auch von Michael Schreiber aus, der das Habilitationsverfahren in mehreren Rollen begleitet hat: Als Freund hat er dafür gesorgt, dass mir die Denkanstöße und Literaturhinweise nicht ausgingen, und als Dekan hat er – unterstützt durch Prodekanin Susanne Klengel – dazu beigetragen, dass das Verfahren schnell zum Abschluss gebracht werden konnte.

Dörte Andres hat meine Ausführungen zum Dolmetschen auf „Praxistauglichkeit“ geprüft und die Möglichkeiten (insbesondere auch die Grenzen) des Kulturmittels beim Konferenzdolmetschen erfrischend offen kommentiert. Karl-Heinz Stoll und Andreas Gipper haben die Arbeit aus kulturwissenschaftlicher Perspektive betrachtet und durch ihre Kommentare und Anregungen bereichert. Dieter Huber hat sein Gutachten zur Habilitationsschrift in Rekordzeit verfasst.

Meine Familie hat viel Verständnis für meinen chronischen Mangel an Freizeit aufgebracht und die morgendlichen, gewöhnlich um vier Uhr früh beginnenden Arbeitssitzungen hingenommen, als seien sie die natürlichste Sache der Welt. Dafür – ebenso wie für die tatkräftige Unterstützung bei der Formatierung der Druckvorlage durch meinen Mann – herzlichen Dank. Ein spätes „Dankeschön“ möchte ich zuletzt auch an meinen Doktorvater, Jörn Albrecht, richten. Wie sehr seine übersetzungstheoretischen Anschauungen meine eigene Position beeinflusst haben, lässt sich an der Vielzahl der Zitate erkennen, die seinen Publikationen entstammen.

Widmen möchte ich das Werk Manfred und Karina – wem sonst?

Germersheim, im März 2009

Sylvia Reinart

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	11
1 Untersuchungsgegenstand und Methodik	15
1.1 Untersuchungsgegenstand.....	15
1.1.1 Theoriebildung.....	15
1.1.2 Übersetzungspraxis.....	19
1.1.3 Lehre.....	20
1.2 Methodische Probleme und Konsequenzen für das Vorgehen.....	22
1.2.1 Gegenwartsbezug und Textorientiertheit.....	22
1.2.2 „Qualitative“ Untersuchung – Auswahlkriterien.....	23
1.2.2.1 Exemplarität.....	23
1.2.2.2 Repräsentativität.....	24
1.2.2.3 Didaktischer Nutzen.....	30
1.2.3 Dolmetschtheorie – Übersetzungstheorie.....	33
1.2.4 Deskriptive und normative Anteile.....	35
2 Berufsbild	39
3 Was ist „Kultur“?	47
3.1 Kulturmodelle.....	48
3.2 Sprache und Kultur.....	52
3.2.1 Sprache und Wirklichkeitsinterpretation.....	52
3.2.2 Sprache und Wirklichkeitsbewertung.....	60
3.2.3 Sprache und Wirklichkeitserfahrung.....	62
3.3 Kulturdefinitionen.....	64
3.3.1 Ein gemeinsamer Nenner für Kulturdefinitionen?.....	64
3.3.2 Ausschluss nicht translationsrelevanter Kulturdefinitionen.....	65
3.3.3 Eingrenzung translationsrelevanter Kulturdefinitionen.....	66
3.3.4 Begriffsfestlegung.....	72
4 Visuelle Kulturspezifität und „Oberflächenlokalisierung“	79
4.1 Typographie und Layout.....	83
4.1.1 Hervorhebungsmittel.....	83
4.1.2 Schriftarten und Formatierungsmerkmale.....	86
4.1.3 Gliederungspunkte.....	91
4.1.4 Gesamttexterscheinung und Formate.....	93
4.1.5 Zeicheninventar.....	95
4.1.6 Desktop-Publishing.....	97

4.2	Datumsangaben, Maß- und Währungseinheiten, etc.	98
4.2.1	Datums- und Zeitangaben.....	98
4.2.2	Maß- und Währungseinheiten, etc.	101
4.3	Nonverbale Informationsträger.....	106
4.3.1	Graphiken und Piktogramme.....	106
4.3.2	Farbliche Gestaltung.....	111
4.3.3	Verhältnis Verbaltext-Bildmaterial.....	112
4.3.4	Bildmaterial und außersprachliche Wirklichkeit.....	115
5	Kulturspezifik fachsprachlicher Benennungen.....	119
5.1	Stellenwert der fachsprachlichen Lexik.....	122
5.2	Soziokulturell beeinflusste Benennungsbildung.....	127
5.2.1	Verbalisierung unterschiedlicher Inhaltsmerkmale.....	128
5.2.2	Metaphorische Bildungen.....	128
5.2.3	Onymische Wortbestandteile und Bildungsdurchsichtigkeit.....	131
5.2.4	Wortbildung und Fachsprachlichkeitsgrad.....	138
5.2.5	Diachronische und sozioterminologische Aspekte.....	139
5.2.6	Sprachpolitik.....	143
5.3	Interkulturelle Inkongruenzen und kulturelle faux amis.....	146
6	Kulturspezifik in Texten.....	155
6.1	Grundlagen.....	155
6.1.1	Was ist ein Fachtext?.....	155
6.1.2	Was ist Übersetzung?.....	164
6.1.2.1	Textsorten und Übersetzungsmethode.....	164
6.1.2.2	Kulturbedingtheit von Übersetzungsbegriff und Übersetzungsmaximen..	166
6.1.2.3	Übersetzung und Recht.....	179
6.1.3	Begriffsfestsetzung: Textsorte und Textsortenkonventionen.....	181
6.2	Kulturspezifische Versprachlichungsstrategien.....	187
6.2.1	Texttypologie und Übersetzungsmethode.....	187
6.2.2	Textsortenkonventionen – Beispieldiskussion.....	206
6.2.2.1	Interpunktion.....	208
6.2.2.2	Anrede-, Gruß- und Höflichkeitsformen.....	210
6.2.2.3	Handlungsanweisungen.....	218
6.2.2.4	Positionierung von Textelementen.....	222
6.2.2.5	Verweis- und Organisationsstruktur.....	231
6.2.2.6	Diskursstrategien und Textaufbau.....	248

6.3 Kulturspezifische Inhalte.....	272
6.3.1 Kulturspezifische Beschreibungstiefe.....	272
6.3.1.1 Soziokulturell determinierte Informationen.....	284
6.3.1.2 Kulturspezifische Realia und Gegebenheiten.....	296
6.3.1.3 Kulturspezifische Vorschriften, Normen und Gepflogenheiten.....	313
6.3.2 Kulturspezifische Botschaften und Kulturspezifik des Mediums.....	330
6.4 Hybridphänomene und diachronische Veränderungen.....	357
6.4.1 Formen von Hybridphänomenen.....	359
6.4.2 Ursachen von Hybridphänomenen.....	365
6.4.3 Hybridphänomene und Internationalisierung.....	370
7 Blick auf das Dolmetschen: Kulturkompetenz im Dolmetschprozess.....	381
7.1 Dolmetschtypologien.....	385
7.2 Internationales Konferenzdolmetschen.....	389
7.2.1 Internationales Konferenzdolmetschen – Simultanmodus.....	389
7.2.1.1 Kulturtransfer beim Simultandolmetschen – die Grenzen.....	389
7.2.1.2 Kulturtransfer beim Simultandolmetschen – die Möglichkeiten	398
7.2.2 Internationales Konferenzdolmetschen – Konsekutivmodus.....	409
7.3 Gesprächs-/ Verhandlungsdolmetschen.....	413
7.4 Community Interpreting (Kommunaldolmetschen).....	422
7.4.1 Kommunal- und Gerichtsdolmetschen.....	422
7.4.2 Kommunaldolmetschen und internationales Konferenzdolmetschen.....	425
7.4.3 Kulturtransfer beim Kommunaldolmetschen.....	427
7.5 Kulturkompetenz im pre-, post- und in-process	441
8 Konsequenzen für die Lehre.....	449
8.1 Textauswahl.....	451
8.2 Verstehenskompetenz und Textsituierung.....	452
8.3 Text(bau)expertise.....	456
8.4 Textanalyse.....	457
8.5 Routine.....	459
8.6 Kulturspezifische Verhaltensmuster.....	462
8.7 Verzahnung theoriebezogener und translationspraktischer Ausbildung.....	464
8.8 Aufzeigen translatorischer Komplexität – Schwerpunkt Dolmetschen.....	467
8.8.1 Interaktions- und Rollenkompetenz.....	467
8.8.2 Dolmetschszenerien.....	472
8.8.3 Berücksichtigung para- und nonverbaler Elemente.....	478

8.9 Aufzeigen translatorischer Komplexität – Schwerpunkt Übersetzen.....	479
8.9.1 Graduelle Kompetenzerweiterung.....	480
8.9.2 Übersetzungsaufträge.....	482
8.9.3 Übersetzungsprojekte.....	483
8.10 Übersetzungskompetenz – Dolmetschkompetenz.....	485
8.11 Kulturwissenschaftliche Kenntnisse.....	488
9 Schluss.....	493
10 Literaturverzeichnis.....	505
11 Sachregister.....	549
12 Abbildungsverzeichnis.....	557

Vorwort

Als ich Mitte bis Ende der 1980er Jahre zur Übersetzerin ausgebildet wurde, spielte das Thema „Kulturkompetenz“ zwar schon in der übersetzungsbezogenen Literatur eine Rolle, hatte aber noch kaum Eingang in die praktischen Übersetzungsübungen gefunden. Ohnehin rechnete man allenfalls bei der Übertragung „gemeinsprachlicher“ oder literarischer Texte mit Kulturspezifika. Fachtexte – und damit auch ihre Übersetzungen – schienen sich dagegen weitgehend im „kulturfreien“ Raum zu bewegen.

Meine ersten Berührungen mit der Berufspraxis zeigten indessen in eine andere Richtung. Nachdem eine ursprünglich engagierte Dolmetscherin krankheitsbedingt ausgefallen war, sollte ich auf einer Fachmesse für Lebensmittelproduzenten kurzfristig für einen Aussteller die Betreuung französischsprachiger Kunden übernehmen. Aufgrund des Zeitdrucks beschränkte sich die Vorbereitung auf diesen ersten sehr bescheidenen Dolmetscheinsatz meines Lebens auf die Ermittlung elementarer Terminologie. Ganz behaglich fühlte ich mich in meiner Rolle nicht, denn das eilig angeforderte deutschsprachige Hintergrundmaterial hatte nur recht unzureichend Einblick in die fremde Materie gegeben, und von einer unkomplizierten Recherche im Internet war damals noch nicht die Rede. So blieb nur ein „*Training on the job*“, das darin bestand, die Messeberater bei ihren Gesprächen mit deutschen Kunden zu belauschen. Die Dialoge folgten einem klar erkennbaren Muster: Nach einer kurzen „Aufwärmphase“ wurden spezifische Angaben zu technischen Kenndaten, Nutzungsdauer, Garantieleistungen, Lieferradius, Lieferbedingungen, Preisen etc. erfragt. Der Gesprächsverlauf nahm also schnell eine recht „technische“ Wendung. Gleichzeitig war er in hohem Maße voraussagbar. Erstaunt musste ich feststellen, dass die französischen Messebesucher ganz anders agierten. Statt technischer Details und produktbezogener Daten stellten sie Themen in den Mittelpunkt, die keinerlei Bezug zu einem möglichen Geschäftsabschluss aufwiesen und vom Kommentieren sportlicher Ereignisse bis hin zur Diskussion über Neuerscheinungen auf dem Büchermarkt reichten. Bei den deutschen Beratern waren Allgemeinbildung, Flexibilität und Humor gefragt – und ganz sicher nicht die vorgefertigten Präsenta-

tionsmappen, mit denen sich der Gesprächsverlauf bei den deutschsprachigen Interessenten so leicht hatte strukturieren lassen.

Mir war damals nicht bewusst, dass Franzosen wie Deutsche einem Muster folgten, das von der interkulturellen Kommunikationsforschung hinlänglich beschrieben ist: Französische Geschäftsleute versuchen bei der ersten Kontaktaufnahme mit einem potentiellen Geschäftspartner in erster Linie, sich ein persönliches Bild von ihm zu machen. Deutsche tendieren dagegen dazu, von Anfang an fachbezogene Themen und technische Details in den Vordergrund zu stellen. Immerhin hatte ich aber feststellen können, dass Fach*kommunikation* durchaus kulturspezifischen Regeln folgt. Die Frage, ob das auch Auswirkungen auf die Fach*übersetzung* haben könnte, stellte ich mir indessen erst später.

Bei meiner Arbeit im Sprachendienst eines deutschen Maschinenbauunternehmens merkte ich recht schnell, dass für das Erstellen funktionstüchtiger Fachübersetzungen nicht allein die „Sprach-“, sondern auch die Kulturräume von entscheidender Bedeutung sein können. So zeigte sich bei der Übersetzung wirtschaftlich-technischer Fachtexte, die für den Maghreb-Raum bestimmt waren oder von dort stammten, dass die auf französisch erfolgende Kommunikation recht störanfällig war: Nicht nur die Terminologie wich zuweilen von der in Frankreich üblichen ab – mit der Folge, dass Kunden Ersatzteile für Liefergegenstände anforderten, die wir (vermeintlich) gar nicht führten –, sondern es stellte sich auch heraus, dass Betriebsanleitungen, die sich in Frankreich seit langem bewährt hatten, nicht explizit genug waren, um den Anforderungen in den nordafrikanischen Ländern gerecht zu werden. Die Abrechnungsmodalitäten für deutsche Montagearbeiter, die in einen muslimischen Staat entsandt werden sollten, stifteten in einem Fall sogar heillose Verwirrung. Dem Angebot war eine französischsprachige Textfassung der „Entsendungsbedingungen für Montagearbeiter“ beigelegt worden, die von den Adressaten zwar problemlos verstanden wurde, aber in keiner Weise auf den arabischen Kulturraum zugeschnitten war. Es bedurfte mehrerer Schreiben und einiger Telefonate, bis geklärt war, welche Tage im vereinbarten Installationszeitraum als „reguläre Arbeitstage“ gelten sollten, wann „Sonn- und Feiertagszuschläge“ in Rechnung gestellt werden konnten, ob die deutschen Monteure freitags Zugang zum Werk des Kunden haben würden, etc. Natürlich waren es in diesem Fall keine „fachlichen“

Fragen, für die sich Klärungsbedarf ergab, und man darf sich über die Naivität wundern, mit der die für Frankreich erstellte Textfassung weitergeleitet worden war. Dennoch macht das Beispiel deutlich, dass kulturelle Unterschiede auch in die Fachkommunikation hineinspielen können und damit potentiell auch für das Fachübersetzen relevant sind.

Als ich einige Jahre später aus der Industrie in die Lehre wechselte, wurde mir bewusst, dass der „Kulturkompetenz“ (im weitesten Sinne) auch dann eine wichtige Rolle bei der Fachübersetzung zukommen kann, wenn die kulturelle Distanz zwischen den Kommunikationspartnern weit geringer ist als in den genannten Fallbeispielen. Auch bei fortgeschrittenen Studierenden geriet der Übersetzungsprozess immer wieder aufgrund von Schwierigkeiten ins Stocken, die nicht in erster Linie „sprachlicher“, aber auch nicht im engeren Sinne „fachlicher“ Natur waren. Insbesondere fachliche Inhalte, die aus deutscher Sicht unkonventionell wirkten, ließen die Studierenden häufig daran zweifeln, ob sie den ausgangssprachlichen Text überhaupt richtig verstanden hatten. Liefer- und Zahlungsbedingungen französischer Importeure, die in verklausuliert wirkenden Formulierungen Zahlungsziele von 90 Tagen und mehr einforderten, wurden mit einiger Regelmäßigkeit falsch übersetzt. Auch die Tatsache, dass in Einladungen zur Hauptversammlung französischer Konzerne gleich zwei Hauptversammlungstermine genannt wurden, nämlich einer auf erste und einer auf zweite Einberufung,¹ bereitete erhebliche Verständnisprobleme – zumal beide Stichtage innerhalb eines Zeitraums von weniger als vierzehn Tagen lagen. Dass die korrekte Wiedergabe der ausgangssprachlichen Textpassagen nicht allein an der sprachlichen Klippe scheiterte, wird darin deutlich, dass sich viele der angehenden Übersetzer(innen) auch nach Klärung sämtlicher terminologischer, phraseologischer und grammatikalischer Fragen nicht in der Lage sahen, den Sinn der Aussage zu erfassen. Die genannten Zahlungstermine und der Verweis auf mehrere Hauptversammlungstermine lagen vielmehr so abseits ihrer Erwartungshaltung, dass sie keinen Zugang zum Textinhalt fanden – selbst dann nicht, wenn sie die Textstelle völlig richtig analysiert hatten. Ironischerweise war es auch kein mangelndes translatorisches Problembewusstsein, das die Fehlüberset-

¹ Das Beispiel wird in Abschnitt 6.3.1 ausführlicher erörtert, von den Zahlungsbedingungen ist unter 8.2 die Rede.

zungen begünstigte. Im Gegenteil: Gerade weil Studierende immer wieder aufgefordert werden, das von ihnen Übersetzte auf Plausibilität zu prüfen, waren sie geneigt, das, „was da stand“, kritisch zu hinterfragen. Einige revidierten im Anschluss an diese Plausibilitätsprüfung sogar die zunächst korrekt gefundene Übersetzungslösung.

Nun ließe sich natürlich trefflich darüber streiten, ob Zahlungsbedingungen oder das Prozedere bei Aktionärsversammlungen als Ausdruck französischer Unternehmenskultur gewertet werden können. Andererseits sind die hier auftretenden translatorischen Probleme nicht wirklich befriedigend mit fehlender „Sprach-“ oder „Sachkompetenz“ zu erklären, denn beides war (zumindest, was die eigenkulturelle Sichtweise betraf) bei den Studierenden ja durchaus vorhanden. „Rein“ sprachliches Wissen reicht demnach als Orientierungsrahmen für die fachsprachliche Translation nicht aus. Aber auch fachliche Inhalte sind – insbesondere bei den sogenannten „Gebrauchstexten“ – offenbar weit weniger kulturraumübergreifend, als man zunächst annehmen sollte. Das brachte mich auf die Idee, dem Verhältnis von sprachlichem, fachlichem und – im weitesten Sinne – „kulturbezogenem“ Wissen in der Translation nachzugehen.

Wie die einschlägigen Statistiken belegen, ist das Berufsfeld sehr deutlich von Frauen dominiert (cf. Kapitel 2). Aus diesem Grund wird bei der Nennung der Berufsbezeichnungen „Übersetzer(in)“, „Dolmetscher(in)“ konsequent auf Beidnennung gesetzt. Aus Gründen der Leserfreundlichkeit verwende ich ansonsten das generische Maskulinum.

1 Untersuchungsgegenstand und Methodik

1.1 Untersuchungsgegenstand

1.1.1 Theoriebildung

Das Stichwort „Kultur“ ist in der Translationstheorie längst allgegenwärtig. So herrscht heute ein nahezu universeller Konsens darüber, dass nicht alles am Übersetzen rein „sprachlicher“ Natur ist und dass beim Übersetzen und Dolmetschen nicht nur zwischen Sprechern verschiedener Sprachen, sondern auch zwischen Angehörigen verschiedener Kulturgemeinschaften vermittelt werden muss. Nur noch sehr vereinzelt werden Stimmen laut, die geltend machen, dass es „am Problem des Übersetzens [...] nichts [gibt], was über die Erforschung der Sprache und des Sprachgebrauchs hinausführen würde“ (Klein 1992: 105). Dennoch findet sich auch berechtigte Kritik an der häufigen Strapazierung des Kulturbegriffs in der theoretischen Auseinandersetzung mit dem Übersetzen. Michaud etwa klagt: „Le terme 'culture' est en théories de la traduction un terme quelque peu fourre-tout, plus ou moins bien défini“ (Michaud 1997: 442).

Dem Vorwurf, den Ausdruck „Kultur“ in einer sehr unspezifischen und zugleich inflationären Art zu verwenden, sieht sich indessen nicht nur die Übersetzungswissenschaft ausgesetzt. Heringer beispielsweise bemängelt im Zusammenhang mit der Taxonomie der Kulturen, wie man sie unter anderem auch in so genannten Business Guides oft findet: „Wie ihre Kenntnis uns in Interkultureller Kommunikation weiterbringen könnte, bleibt unklar“ (Heringer 2004: 145). Ähnlich unklar erscheint einigen Translationswissenschaftlern die Frage, was die Kenntnis von Kulturspezifika auf der konkreten Ebene der Übersetzungspraxis tatsächlich leistet:

„So habe ich mich z.B. gefragt, wieso angesichts des immer wiederkehrenden Satzes, dass Translation ein kultureller Transfer sei – dieser Transfer jedoch immer über Sprache realisiert wird – in der Translatologie bislang kein systematischer Versuch unternommen wurde, die Kultur bzw. das kulturelle Wissen zu Sprache in Beziehung zu setzen. Denn die bekannte Problematik der sog. Realia bzw. nulläquivalenten Lexik greift zu kurz, um das komplexe Beziehungsgeflecht Sprache – Kultur – Translation auf eine systematische Weise analysieren und aufzeigen zu können, was von der Kultur wie an der Sprache hängt und welche translationstheoretischen wie -praktischen Konsequenzen sich daraus ergeben“ (Zybatow 2002b: 71).

Damit sind zwei Kernprobleme der translatorischen Forschung benannt, mit denen sich die vorliegende Arbeit auseinandersetzt:

1. Wie hoch ist der Anteil der Kultur am Problem des Übersetzens?
2. Welche Folgerungen lassen sich aus der Beantwortung dieser Frage für die Übersetzungspraxis und die Lehre ableiten?

Auf beides gibt die Translationswissenschaft keine einheitlichen Antworten. Mehr noch: Insbesondere die in Punkt 1 genannte Problematik wird in translationsbezogenen Publikationen meist nur am Rande erwähnt, selten jedoch explizit erörtert. So ergibt sich der Widerspruch, dass in der modernen Übersetzungswissenschaft die Bikulturalität der Übersetzer(innen) oft noch vor der Zweisprachigkeit gefordert wird, ohne dass das Verhältnis beider Teilkompetenzen genauer reflektiert oder anhand empirischer Daten belegt würde. Gleiches gilt für die Dolmetschforschung, die innerhalb der Dimension *Sprachen/Kulturen* den kulturellen Aspekt „nur selten eigens behandelt“ (Pöchhacker 2000b: 115). Das scheint insofern erstaunlich, als gerade Vertreter „funktionalistischer“ Theorien häufig betonen, dass der Kulturkompetenz im Translationsprozess eine ebenso große, wenn nicht sogar eine wichtigere Rolle zukomme als der Sprachkompetenz.² Mit der Äußerung „Sprachfehler verzeiht man leichter als weniger bewusste, aber anscheinend tiefer ansetzende soziale Verstöße“, bringt Vermeer diesen häufig kolportierten Ansatz auf den Punkt (1986/²1994: 43). Richtig ist, dass gerade in der mündlichen Fachkommunikation sprachlichen Fehlgriffen oft wenig Bedeutung beigemessen wird. Nahezu jeder hat schon einmal erlebt, dass selbst gehäuft auftretende Grammatik- und Kollokationsfehler von Muttersprachlern anstandslos akzeptiert wurden³ und weiß umgekehrt von Fällen zu berichten, in denen ein – wenn auch unbewusster – Verstoß gegen soziale Konventionen Irritationen, wenn nicht gar den Abbruch von Gesprächen zur Folge hatte. Aber darf man daraus wirklich schließen, dass Sprachfehlern

² Albrecht nennt als Grund für dieses Phänomen, das er als „Flucht aus der Sprache in die Kultur“ wertet, die Tatsache, dass das Übersetzen dann, wenn es sich auf rein sprachliche Probleme reduzieren lässt, ein nur geringes Prestige besitzt (2005b: 29).

³ Baumer vertritt sogar die Auffassung, dass vor allem bei eher 'technischen' Aufgaben selbst „minimale Fremdsprachenkenntnisse“ ausreichen können, da sich in diesen Fällen „fehlende Sprachkompetenz durch Fachkompetenz und auch Persönlichkeitskomponenten ersetzen“ ließe. Gleichzeitig schränkt er jedoch ein, dass bei Führungskräften „die Anforderungen bis hin zu hoher fremdsprachlicher Verhandlungskompetenz“ gehen (Baumer 2002: 58).

generell weniger Gewicht beizumessen ist als sozialen Verstößen, oder, um es mit Vermeer zu formulieren, dass Übersetzer(innen) „wahrscheinlich zuerst plurikulturell“ (1986/²1994: 43) und erst an zweiter Stelle plurilingual sein müssen? So eingängig diese Formel auch ist, bei genauerer Betrachtung regen sich zahlreiche Zweifel:

- Die Auswirkungen sprachlicher Fehler auf die Kommunikation sind durchaus nicht immer marginal. Immerhin können sie von einem harmlosen Kollokations-Verstoß, der unter Umständen von den Kommunikationspartnern noch nicht einmal bemerkt wird, bis hin zu sinnentstellenden Fehlgriffen (etwa beim Vorliegen so genannter *faux amis*) reichen.
- „Sprachfehler“ kann im Übrigen nur begehen, wer bereits sprachliche Kompetenz besitzt – auch wenn diese defizitär ist. Fachkommunikation ohne Sprache ist nahezu undenkbar. Ob sie in ähnlichem Maße auch von kulturbezogenen Kenntnissen abhängt, ist dagegen bislang nicht systematisch untersucht worden.
- Die (wenigen) Beispiele, anhand derer die behauptete Vorrangigkeit der Kultur gegenüber der Sprachkompetenz bislang illustriert wird, sind zumeist aus der interkulturellen Kommunikationsforschung übernommen. Das ist natürlich legitim, lässt aber außer Acht, dass dort im Regelfall Situationen beschrieben werden, in denen die Akteure in eigener Rolle auftreten. In der zweisprachig vermittelten Kommunikation sehen die Verhältnisse jedoch anders aus. Translator(inn)en vermitteln Texte/Diskurse für fremden Bedarf. Verhaltensbezogene Ansätze, wie sie auch in translationswissenschaftlichen Werken oft präsentiert werden (z.B. Witte 2000: 26⁴; Kußmaul 2007: 41) scheinen daher allenfalls für das Dolmetschen, kaum jedoch für das Übersetzen geeignet. Wann schließlich begeht ein(e) Übersetzer(in) schon „soziale Verstöße“?

Es lässt sich also feststellen, dass die Theoriebildung in Bezug auf die translationsrelevante Kulturkompetenz noch in vielerlei Hinsicht defizitär ist. Wenn man in

⁴ „Nicht mehr die Sprache stellt den primären Untersuchungsgegenstand dar, sondern das *Gesamtverhalten von Menschen in unterschiedlichen kulturellen Kontexten*“ (Witte 2000: 26, Hervorhebung im Original).

Rechnung stellt, „dass Translatoren ihre mittlerische Funktion immer mit und zwischen Sprachen erfüllen“ (Kalina 2007: 177), gilt es, insbesondere das Verhältnis zwischen Sprache und Kultur auszudifferenzieren. Aussagen dazu, „was von der Kultur wie an der Sprache hängt“, oder – bezogen auf meinen Untersuchungsgegenstand – die Frage, wie Kultur in Fachtexten repräsentiert ist, lassen sich jedoch erst treffen, wenn der schillernde Kulturbegriff zuvor ausgeleuchtet und auf seine Handhabbarkeit für die Translation hin geprüft wurde (cf. Kapitel 3). Dabei fällt ins Auge, dass die wichtigsten Anstöße zur Klärung des Kulturbegriffs bislang nicht von Übersetzungswissenschaftlern ausgegangen sind. Ob die in der Translationswissenschaft gegenwärtig am häufigsten zitierten Kulturdefinitionen tatsächlich einen adäquaten Erklärungsrahmen für translationswissenschaftliche Fragestellungen bieten, wird auch aus diesem Grund kritisch zu hinterfragen sein.

Klärungsbedarf ergibt sich zugleich auch auf einer anderen Ebene. Dass es kein sehr elitärer Kulturbegriff ist, der vertreten wird, wenn von „Kulturspezifik“ beim Fachübersetzen die Rede ist, dürfte von vornherein klar sein. Eine solche Begriffsausweitung erscheint insofern legitim, als sie der Klassifizierung und Bewältigung von Schwierigkeiten im Translationsprozess dient, denen allein mit sprachbezogenen Fragestellungen nicht beizukommen ist. Mit Skepsis zu betrachten ist dagegen, dass die theoretischen Ausführungen zum Kulturbegriff in der Translationswissenschaft und die praktischen Beispiele bislang nur völlig unzureichend ineinander greifen: Subjektbezogenen Begriffsfestlegungen, die Kultur unter Bezugnahme auf das „Denken, Fühlen und Handeln“ und das daraus resultierende „Verhalten“ einer Personengruppe festlegen, stehen Beispiele gegenüber, in denen zivilisatorische/technische Unterschiede zwischen Einzelstaaten im Vordergrund stehen (zum Beispiel bei Schmitt 1999 und Fleischmann 2001). Das ist natürlich wenig überzeugend und trägt den augenscheinlich sehr unterschiedlichen „Tiefen“ des Kulturbegriffs (denen kurioserweise in der translationsbezogenen Forschung bislang ebenfalls kaum Beachtung geschenkt wird) nicht ausreichend Rechnung. In den Kapiteln 4 bis 6 wird daher der Frage, auf welchen Ebenen „kulturbezogene“ Probleme beim Übersetzen aufscheinen, nachgegangen, wobei Beispiele mit zunehmendem Komplexitätsgrad der Illustration dienen.

1.1.2 Übersetzungspraxis

Jede Theorie muss sich an der Realität, die sie beschreibt, überprüfen lassen. Aber wie sieht diese Realität eigentlich aus? Die sprachmittlerischen Tätigkeiten diversifizieren sich zunehmend (Hönig 1995: 161). Vor dem Hintergrund der globalisierten Wirtschaftsräume sind auf dem Translationsmarkt neue *Kompetenzprofile* für das Fachübersetzen, aber auch für das Fachdolmetschen entstanden (vgl. Forstner 2006). Eine Gegenstandserweiterung der Translationswissenschaft – bei der der Faktor „Kultur“ jeweils eine mehr oder weniger prominente Rolle spielt – scheint somit empirisch gerechtfertigt. Dennoch müssen nicht alle Aufgaben, die von Übersetzer(inne)n und Dolmetscher(inne)n heute selbstverständlich wahrgenommen werden, zur Translation im engeren Sinne gezählt werden. Der Abgrenzung zwischen „Übersetzung“ und anderen Formen zwischensprachlicher Texttransformationen kommt daher weiterhin eine Schlüsselrolle zu. Erste Antworten auf diese sehr komplexe Frage werden in Kapitel 2 gegeben, das sich mit dem Berufsbild der Fachübersetzer(innen) beschäftigt. Um die Überlegungen nicht von Anfang an mit einer Fülle von Grundsatzfragen zu überfrachten, wird die Darstellung der Abgrenzungsproblematik dort knapp gehalten. Eine detailliertere Diskussion findet sich in Abschnitt 6.1.2.

Translatorinnen und Translatoren sind in der beruflichen Praxis *Zwängen* unterworfen, die sich in tradierten Übersetzungsmaximen widerspiegeln (Abschnitt 6.1.2), aber auch in Form von kulturspezifischen Normen oder marktspezifischen Gegebenheiten äußern. Gerade der letzte Aspekt findet in translationswissenschaftlichen Publikationen nicht immer ausreichend Berücksichtigung. Das gilt nicht nur in Bezug auf die „traditionellen“, d.h. linguistisch ausgerichteten, sondern auch für die „modernen“, funktionalistischen Übersetzungstheorien. So ist etwa an dem von Justa Holz-Mänttari entwickelten Konzept des „translatorischen Handelns“ kritisiert worden, dass es stellenweise an den Machtverhältnissen auf dem Markt vorbeizugereicht (Hönig 1992, vgl. auch Mertin 2006: 61 und 104-105). Mit dieser Feststellung soll keineswegs der unkritischen Anpassung von Translationsleistungen an „den Markt“ das Wort geredet werden. Selbstredend wird niemand in Abrede stellen wollen, dass es insbesondere in der Lehre erlaubt bleibt, sich nicht allein von den realen Gegebenheiten auf dem Translationsmarkt leiten zu lassen, sondern

– mit Blick eine hohe Übersetzungsqualität – auch normative Vorgaben für das Erreichen eines Soll-Zustands zu machen. Dennoch ist die Einbeziehung des berufspraktischen Umfelds sowie die Thematisierung des *Handlungsspielraums* von Übersetzer(innen) und Dolmetscher(inne)n im Sinne einer Anbindung der Theorie an die Praxis von ausschlaggebender Bedeutung.⁵ Vor diesem Hintergrund erscheint der von Prunč in die Diskussion eingeführte Begriff der „*Translationskultur*“ von besonderem Interesse, unter dem er

„das historisch gewachsene Subsystem einer Kultur [versteht], das sich auf das Handlungsfeld Translation bezieht, und das aus einem Set von gesellschaftlich etablierten, gesteuerten und steuerbaren Normen, Konventionen, Erwartungshaltungen und Wertvorstellungen aller in dieser Kultur aktuell oder potenziell an Translationsprozessen beteiligten HandlungspartnerInnen besteht“ (Prunč 2000b: 59; ausführlicher in Prunč 2007: 330-333).⁶

Da dieses Konzept es ermöglicht, die Rahmenbedingungen, vor deren Hintergrund Translation stattfindet, in die theoretische und methodisch reflektierte Auseinandersetzung mit dem Übersetzen und Dolmetschen zu integrieren, wird es im Folgenden zugrunde gelegt. Die Verantwortung der Translator(inn)en für ihr „Produkt“, die Zusammenarbeit mit anderen am Prozess Beteiligten (Auftraggeber, Bedarfsträger, etc.), die Erwartungshaltung der Übersetzungs- und Dolmetschrezipienten sowie die eigenen Rollenvorstellungen der Translator(inn)en werden daher im Verlauf der Arbeit immer wieder ins Zentrum gerückt.

1.1.3 Lehre

Die Bedeutung der „Kulturkompetenz“ ist auf der abstrakten Ebene der Übersetzungstheorie oft herausgestellt worden. Erläuterungen dazu, wo diese Kompetenz auf der konkreten Ebene der Übersetzung tatsächlich ins Spiel kommt, nehmen sich demgegenüber eher bescheiden aus. Die Folge dieses „Praxisdefizits“ besteht darin, dass die bereits vorliegenden theoretischen Ausführungen zum Faktor „Kultur“ in der Translation für die praktischen Übersetzungsübungen in den Ausbildungsstätten bislang kaum nutzbar gemacht werden können. Vor allem in Bezug auf die Fachsprache sucht man Beispiele, die die Relevanz der theoretischen Aus-

⁵ Nach Rehbein wird der Handlungsspielraum durch verschiedene Kontrollfelder (Macht- und Einflussbereich, Autorität, Territorium und Integritätszone) festgelegt (1977: 23 und 12-57).

⁶ Der Ausdruck taucht auch schon in Prunč 1997a auf. Vgl. auch Prunč 2000a: 7.

fürungen für den Übersetzungsprozess belegen würden, meist vergeblich.⁷ Ein Anliegen dieser Arbeit ist es daher, die „praktischen Konsequenzen“ aus dem Vorliegen von Kulturspezifika in den Vordergrund zu rücken und die theoretischen Ausführungen systematisch mit *Beispielen* zu belegen. Dies geschieht mit einer doppelten Zielsetzung:

- Zunächst geht es darum, die gegenseitige *Abhängigkeit von Theorie und Praxis* sichtbar zu machen. „(Übersetzungs-)Theorie ohne Praxisbezug ist sinnlos, der Praktiker ohne theoretischen Hintergrund ist hilflos“, schreibt Hildgund Bühler (1994: 152) und bringt damit eine Auffassung zum Ausdruck, die ich uneingeschränkt teile.⁸ Dennoch ist es keine Seltenheit, dass hochqualifizierte Übersetzer(innen) und Mitglieder von Berufsverbänden in Vorträgen mehr oder weniger starke Vorbehalte gegenüber der Übersetzungswissenschaft anmelden. Nicht anders sieht die Situation beim Dolmetschen aus. Auch hier ist die Auffassung, dass Dolmetscher(innen) keine theoretische Basis benötigten, um gute Dolmetschleistungen hervorzubringen, weit verbreitet (vgl. Kurz 2000: 175). Daraus abzuleiten, die „Praktiker“ seien eben „theoriefeindlich“ (und/oder die Theoretiker „praxisfremd“), ist sicher unsinnig. Dass Theorie und Praxis nicht immer in dem Maße ineinander greifen, wie das wünschenswert wäre, ist dagegen unverkennbar (vgl. Mertin 2006: 22 und Eco 2006: 13).⁹ Warum sonst sollten sich Übersetzungsforscher bemüßigt fühlen, herauszustellen, dass die Theorie „kein Gegenentwurf zur Praxis“ (Krings 1996b: 107) sein soll und warum sonst sollte das Wort von der „Legitimationskrise der Theorie gegenüber der Praxis“ (Zybatow 2006: 164) die Runde machen?

⁷ Eine Ausnahme bilden hier insbesondere die Arbeiten von P.A. Schmitt (1990a, 1992 und 1999) und von Göpferich, die sich der Thematik im Rahmen des interkulturellen Technical Writings annimmt (1998a). Allerdings scheinen die Beispiele, die Schmitt anführt, nicht zu der verhaltensbasierten Kulturdefinition zu passen, auf die er sich beruft, da sie mehrheitlich im Bereich zivilisatorischer/technischer Unterschiede zwischen den betroffenen Ländern angesiedelt sind.

⁸ Damit soll nicht gesagt werden, dass Übersetzer ohne übersetzungstheoretische Vorkenntnisse notwendigerweise schlechte Übersetzungen hervorbringen. Ich gehe allerdings davon aus, dass diese „Praktiker“ im Laufe ihrer Karriere eine Art „latente Theorie“ entwickelt haben.

⁹ Eco bescheinigt der Translationswissenschaft ganz generell ein Defizit an konkreten Beispielen: „Oft haben mich gewisse Texte der Translatologie gerade deshalb unbefriedigt gelassen, weil in ihnen ein Reichtum an theoretischen Argumenten nicht von einer ausreichend breiten Beispielsammlung begleitet war“ (2006: 13).

In den fünfzehn Jahren, in denen ich mit der Ausbildung (vornehmlich) von Übersetzer(inne)n, aber auch von Dolmetscher(inne)n (Übersetzen von „Konferenztexten“) befasst bin, habe ich indessen die Erfahrung gemacht, dass die Studierenden der Translationswissenschaft sehr offen gegenüberstehen – unter der Voraussetzung, dass sie einen konkreten Bezug zu dem sehen, was sie in der Berufswirklichkeit erwartet. Ein Anliegen dieser Arbeit besteht daher darin, Kulturspezifika in Fachtexten nicht nur zu benennen, sondern anhand von anwendungsrelevanten Beispielen aufzuzeigen, wie beim Übersetzen respektive Dolmetschen mit ihnen umgegangen werden kann.

- Eine weitere Motivation, der Beispieldiskussion breiten Raum einzuräumen, besteht darin, deutlich zu machen, dass der Umgang mit *Kulturspezifika in Fachtexten kein Randproblem* ist, das nur sehr vereinzelt und nur in wenigen Fachdisziplinen zutage tritt. Aus diesem Grund werden *verschiedene Fachgebiete* abgedeckt, wobei nicht allein der geisteswissenschaftliche, sondern auch der in der Sekundärliteratur deutlich unterrepräsentierte naturwissenschaftlich-technische Bereich angesprochen wird. Aus demselben Grund bleibt die Darstellung nicht auf ein Sprachenpaar begrenzt, sondern bezieht *verschiedene Einzelsprachen* (und Übersetzungsrichtungen) mit ein.

1.2 Methodische Probleme und Konsequenzen für das Vorgehen

1.2.1 Gegenwartsbezug und Textorientiertheit

Die inhaltliche Schwerpunktsetzung hat weitreichende Konsequenzen für die Methodik. Da nicht Kulturspezifika an sich im Vordergrund der Arbeit stehen, sondern deren *Translationsrelevanz*, ist die Darstellung im Wesentlichen gegenwarts- und textorientiert. Die Option für eine *gegenwartsbezogene* Analyse drängt sich schon insofern auf, als das Gros der Fachtexte – anders etwa als literarische Werke – zeitnah zur Veröffentlichung in der Ausgangssprache übersetzt wird.¹⁰ Die synchronische Perspektive wird jedoch dort um diachronische Aspekte erweitert, wo dies der

¹⁰ Diese Aussage gilt für wissenschaftliche Beiträge zu Fachzeitschriften sowie für die Mehrzahl der so genannten Gebrauchstexte (Bedienungsanleitungen, Geschäftskorrespondenz). Bei Buchpublikationen kann sich dagegen ein relativ großer Abstand zwischen der Veröffentlichung in der Ausgangs- und Zielsprache ergeben.

Erhellung aktueller Entwicklungen dient. Zudem wird eine *textzentrierte* Darstellung angestrebt, was sich schon rein formal darin widerspiegelt, dass der umfangreichste Teil der Arbeit der Textebene gewidmet ist. Ein Grundgedanke besteht darin, ein relativ breites Spektrum an *Textsorten* abzudecken, wobei *texttypologisch* gesehen die primär informationsvermittelnden Texte im Vordergrund stehen.

1.2.2 „Qualitative“ Untersuchung – Auswahlkriterien

1.2.2.1 Exemplarität

Relativ schwierig gestaltete sich die Entscheidung, ob die Arbeit eine Korpusanalyse umfassen sollte oder nicht. Aufgrund der breiten Fächerung in Bezug auf Textsorten, Sprachen und Fachgebiete erschien das Arbeiten mit einem festen Korpus letztendlich weder methodisch sinnvoll noch praktisch durchführbar. Ursache ist nicht nur die bekannte Problematik, dass selbst bei kleineren Korpora eine ungeheure Datenfülle bewältigt werden muss, sondern es ergeben sich auch praktische Probleme:

In Bezug auf das *Übersetzen* stellt sich die Frage, wie man sicherstellen soll, dass es sich bei den untersuchten „Ausgangs“-Texten nicht bereits um Übersetzungen handelt, wenn die Ausgangssprache nicht genannt wird und Übersetzungen nicht als solche gekennzeichnet sind? Wie können hersteller- und produktbedingte Verzerrungen verhindert werden, wenn einigen wenigen Herstellern eine nahezu marktbeherrschende Stellung zukommt?

Beim *Dolmetschen* ergibt sich zudem das schon von Shlesinger (1989) thematisierte Problem, „dass die Erstellung eines repräsentativen Korpus oft daran scheitert, dass viele DolmetscherInnen einer Aufnahme ihrer Dolmetschungen (auch aufgrund einer Empfehlung der AIIC) nicht zustimmen“ (Pöllabauer 2005).

So besteht das Anliegen in erster Linie darin, ein Panoramabild übersetzungsrelevanter Kulturspezifika zu erstellen. Die Option für eine solche „*qualitative Studie*“ stellt natürlich besondere Anforderungen an die Auswahl der Textbeispiele. Diese sind insofern als *exemplarisch* anzusehen, als sie aufzeigen, in welchen Bereichen beim Fachübersetzen kulturelle Kompetenz gefordert sein kann. Frequenz ist hier nicht das allein ausschlaggebende Kriterium. Wo es darum geht, die Bandbreite translatorischer Vorgehensweisen zu erläutern, hat auch die Darstellung verhältnis-

mäßig „seltener“ Phänomene ihre Berechtigung. Wer würde schon in der Gemeinschaft darauf verzichten wollen, die übersetzungstechnischen Möglichkeiten beim Vorliegen so genannter lexikalischer Lücken darzustellen – mit der Begründung, solche Benennungslücken kämen in der Übersetzungspraxis „gar nicht so häufig vor“?

1.2.2.2 Repräsentativität

Fachgebiete

Dessen ungeachtet birgt eine ausschließlich auf Exemplarität abzielende Darstellung die Gefahr, eine eklektische Auswahl an Einzelproblemen zu präsentieren. Daher wurden nur Beispiele aufgenommen, die als „repräsentativ“ für eine bestimmte Art von Kulturspezifika oder eine bestimmte Art des übersetzerischen Umgangs mit ihnen gesehen werden können. Um zu gewährleisten, dass keine Randerscheinungen diskutiert (und womöglich zu „typischen“ Schwierigkeiten hochstilisiert) werden, wurde eine Vorauswahl solcher Beispiele getroffen, deren gehäuftes Auftreten in Fachtexten gesichert ist oder die zumindest hochfrequenten Textsorten entstammen. Dieser Nachweis war unterschiedlich leicht zu erbringen. Im Falle kulturspezifischer Vertextungskonventionen etwa konnte ich mich auf eine Reihe bereits vorliegender empirischer Studien stützen (z.B. Nord 1993, Göpferich 1995, Horn-Helf 1999 und 2007). Dagegen erwies es sich als unerwartet schwierig, herauszufinden, welche *Fachgebiete* und welche Textsorten im Übersetzungsalltag die größte Rolle spielen. Zwar mangelt es nicht an qualifizierten Erhebungen (Scherer 1997; Schmitt 1993, 1990c und 1998b; Neff 1998 und 2007; Erdmann/Fuhrmann/Müller 1998; Wußler 1999; Nord 2003b; Luxat 2003; Hagemann 2005); diese sind jedoch widersprüchlich, was die Hierarchisierung der Fachgebiete und die Angaben zur Frequenz einzelner Textsorten angeht. Während beispielsweise Schmitt den Anteil der Übersetzer(innen)/Dolmetscher(innen), die „vorwiegend oder ausschließlich auf technischen Gebieten“ arbeiten, auf 76% beziffert und für Wirtschaft und Recht nur 41% respektive 31% ausweist (1998b: 9),¹¹ rangiert in einer österreichweiten Umfrage Recht mit 25,5% an erster, Wirtschaft mit 21,2% an zweiter und Technik mit 18,7% lediglich an dritter Stelle (Wußler 1999: 30).¹² Für das Dolmetschen nennt Neff das Gebiet Wirtschaft mit 33% an erster, Informatik

¹¹ Die Angaben addieren sich zu über 100%, weil Mehrfachnennungen möglich waren.

mit 19,7% an zweiter und Recht mit 18,8% aller Nennungen an dritter Stelle (Neff 2007: 388). Zieht man Marktdaten, die von Berufsverbänden erhoben wurden oder Absolventenbefragungen von Ausbildungsstätten für Übersetzer und Dolmetscher mit hinzu, fördert man wieder andere Ergebnisse zutage. Diese auf den ersten Blick verblüffenden Diskrepanzen erklären sich mit sehr unterschiedlichen Erhebungsmethoden und Erkenntnisinteressen:

So ermitteln die *beruflichen Interessenvertretungen* wie etwa der Bundesverband der Übersetzer und Dolmetscher (BDÜ) oder der Internationale Konferenzdolmetscherverband (AIIC) Marktdaten häufig über Mitgliederbefragungen. Bei der Interpretation dieser Umfragen ist in Rechnung zu stellen, dass in den Berufsverbänden vornehmlich Freiberufler organisiert sind. Fest angestellte Dolmetscher(innen) und Übersetzer(innen) sehen in der Regel nämlich keine Notwendigkeit für die Mitgliedschaft in einem Berufsverband. Die ebenfalls meist freiberuflich arbeitenden literarischen Übersetzer(innen) sind zudem in einer eigenen Interessenvertretung (VdÜ) organisiert, was erklärt, dass das literarische Übersetzen in den zitierten Statistiken überhaupt nicht auftaucht.

Auch die Erhebungen von *Ausbildungsstätten* zum Berufsprofil ihrer ehemaligen Studierenden sind nur bedingt repräsentativ, da sie unweigerlich mitmessen, welche Sachfächer die Ausbildungsstätte an Lehrangebot hat. So wird ein Fachbereich, der Lehrveranstaltungen in Medizin oder Technik anbietet, mehr Fachübersetzer(innen) entlassen, die in diesen Sparten arbeiten als einer, der diese Fächer nicht vorzieht. Des Weiteren spielt die Sprachenpalette der Ausbildungsstätten eine ausschlaggebende Rolle, denn selbstverständlich „ist eine gegebene Textsorte nicht in allen Sprachkombinationen und Übersetzungsrichtungen gleichermaßen relevant“ (Schmitt 1998b: 9). Bei der Softwarelokalisierung etwa ist die „mit großem Abstand wichtigste Ausgangssprache [...] natürlich Englisch ...“ (Reinke 2002: 91). Auch hier sind Verzerrungen in den Umfrageergebnissen gegenüber dem Gesamtmarkt einzukalkulieren.

¹² Die Nicht-Übereinstimmung mit den in Deutschland ermittelten Werten ist sicher auch mit dem Fehlen von Konzernen wie VW, BMW, Siemens, etc. zu erklären. Diese Rahmenbedingungen spiegeln sich in der österreichischen Ausbildungsphilosophie wider, die nicht auf „reine“ Technik-Fachübersetzer(innen) setzt. Das kann in der Ausbildungspraxis so aussehen, dass die Studierenden beispielsweise ein Modul Technik und ein Modul Medizin belegen müssen.

Schließlich ist die prozentuale Aufgliederung stark abhängig von der Liste der *vorgegebenen Antwortmöglichkeiten*. Das verdeutlicht eine Umfrage, die unter Absolventen des Fachbereichs Angewandte Sprach- und Kulturwissenschaft (FASK) der Johannes Gutenberg-Universität Mainz in Germersheim durchgeführt wurde. Während die Gebiete Recht und Wirtschaft mit jeweils nahezu 50% der Nennungen die gewohnt hohen Quoten erreichen, wird die Bedeutung der Technik erst deutlich, wenn man die Ergebnisse der separat angegebenen Sparten „Informationstechnologie/-wissenschaft, Maschinen-, Anlagen- Geräte- und Fahrzeugbau, etc.“ addiert.¹³ Die Verfasserin der Umfrage kommentiert dies mit den Worten: „Die starke Aufgliederung des technischen Bereichs im Vergleich zu den nicht weiter unterteilten Kategorien Recht und Wirtschaft/Finanzen verzerrt natürlich etwas das Bild“ (Hagemann 2005). „Verzerrungslose“ Erhebungen sind indessen nicht möglich, denn selbst bei „offenen“ *Fragestellungen*, d.h. Fragestellungen, die keine Antwortmöglichkeiten vorgeben, müssen Zuordnungen getroffen werden. (Ist die Angabe „Informationstechnologie/-wissenschaft“ dem Bereich Technik oder der Kategorie „Wissenschaft“ zuzuordnen? Ist der Computer- und IT-Bereich der „Technik“ zuzuordnen, oder bildet er eine eigene Kategorie?, etc.) Aufgrund dessen sind auch bei Erhebungen, die sich nicht auf eine spezielle Personengruppe konzentrieren, keine einheitlichen Ergebnisse zu verzeichnen.

Im Übrigen sind die Zahlenwerte insbesondere davon abhängig, ob die Befragten nur ein Fachgebiet als Arbeitsschwerpunkt nennen konnten oder mehrere. (Erfreulicherweise sind *Mehrfachnennungen* die Regel.) Große Diskrepanzen ergeben sich zu-

¹³ Die ermittelten Werte lauten wie folgt: Recht 47,2%, Wirtschaft und Finanzen 47,2%, Informationstechnologie/-wissenschaft 32,1%, Maschinen-, Anlagen- und Gerätebau 25,4 %, Fahrzeugbau 20,2%, Medizin und Pharma 19,2%, Elektrotechnik 18,7%, Medien und Kunst (ohne Literatur) 16,1%, Erziehung und Ausbildung 15,0%, Umwelt 14,5%, Politik 11,4%, Qualitätssicherung 11,4%, Sport, Freizeit, Touristik 10,7%, Mess-, Steuer- und Regeltechnik 10,4%, chemische Industrie 8,8%, Bauindustrie 7,8%, Metallindustrie/Metallurgie 7,3%, Schutztechnik 7,3%, Geistes- und Sozialwissenschaften 5,7%, Land-, Fisch- und Forstwirtschaft 5,2%, Lebensmittelindustrie 5,2%, Gastronomie 4,1%, Literatur 4,1%, Bergbau und Energie 3,6%, Klimatechnik 3,6%, Luft- und Raumfahrt 3,6%, Wehrtechnik 3,6%, Naturwissenschaften und Mathematik 2,1%. Auffallend an den sehr differenzierten Ergebnissen ist nicht nur, dass Medizin und Pharma mit nahezu 20% sehr stark vertreten sind (wohl eine Folge der Tatsache, dass am FASK Medizin als Sachfach gelehrt wird), sondern auch, dass die Bedeutung des Faches Technik weniger klar hervortritt als in anderen Studien. Das ist dadurch bedingt, dass die vorgegebene Antwortliste an das (zwischenzeitlich überarbeitete) Fachgebietsregister des BDÜ angelehnt wurde, der den Gesamtbereich Technik in verschiedene Untergruppen gliedert (Hagemann 2005).

letzt auch dadurch, dass die Translator(inn)en teilweise gebeten wurden, das *Arbeitsvolumen* in den erfragten Textsorten zu beziffern, während in anderen Fällen lediglich „Auskunft über das Vorkommen, nicht jedoch über das Volumen der erfragten Textsorten“ gegeben wurde (Wußler 1999: 31).

Die unterschiedlichen Zahlenangaben stellen jedoch eines nicht in Frage: Die Bereiche *Wirtschaft, Technik und Recht* zählen zu den Hauptaufgabenfeldern der Übersetzer(innen) und Dolmetscher(innen) (vgl. ADÜ Nord 2006: 134). Da es sich hierbei um diejenigen Fachgebiete handelt, mit denen ich in Berufspraxis und Lehre kontinuierlich befasst war, konnten sie bevorzugt Eingang in die Beispieldiskussion finden. Wo die Darstellung über diese drei Fächer hinausgeht, wurden im Regelfall Beispiele aus der Sekundärliteratur herangezogen.

Textsortenzugehörigkeit

Bei den *Textsorten* sind die Ergebnisse statistischer Umfragen etwas weniger heterogen als bei den Fachgebieten. Geschäftskorrespondenz, Benutzerinformationen, wissenschaftliche oder technische Berichte, Verträge und Spezifikationen belegen nicht nur in der Umfrage von Schmitt die vordersten Plätze (1998b: 10). Die bereits erwähnte österreichweite Studie etwa kommt vielmehr zu einem recht ähnlichen Befund. Demnach werden im juristischen Bereich viele *Verträge, gerichtliche Schriftstücke und Zeugnisse*, daneben auch Normen und Patentschriften übersetzt. In der Wirtschaft werden vor allem *Geschäftsberichte, Angebote und Ausschreibungen* genannt und in der Technik zählen nach dieser Erhebung *Produktbeschreibungen, Bedienungsanleitungen und technische Berichte* zu den am häufigsten übersetzten Textsorten (Wußler 1999: 31). Ob die Zuordnung der Textsorten zu bestimmten Fachgebieten sinnvoll ist, bleibt allerdings umstritten. Wie Wußler selbst hervorhebt, müsste „hier streng genommen eine Unterscheidung nach formalen und inhaltlichen Gesichtspunkten vorgenommen werden [...]. So gehören beispielsweise Patentschriften rein formal zum juristischen Bereich, während ihr Inhalt die gesamte Spannweite von der Technik bis zur Pharmazie umfassen kann“ (1999: 31).¹⁴ Eine weitere Zuordnungsschwierigkeit ist dadurch bedingt, dass zahlreiche Textsorten Elemente aus mehreren Fachgebieten enthalten. Ausschreibungen etwa untergliedern sich häufig in

¹⁴ Hiermit ist ein weiterer wichtiger Grund für die Unterschiede in den statistischen Erhebungen genannt.

einen „kaufmännischen“ Teil, in dem die Submissionsbedingungen genannt werden, und einen „technischen“ Teil, der eine Spezifikation des Liefergegenstandes enthält (Reinart im Druck).

Anwendungsrelevanz und Überprüfbarkeit

Wenngleich die vorhandenen Statistiken also schwerlich den Anspruch erheben können, „die“ Berufswirklichkeit zu beschreiben, erlauben sie es doch, eine Vorauswahl anwendungsrelevanter Textsorten zu treffen. Bei der Abfassung der Arbeit wurde im Anschluss an diese Auswahl überprüft, ob den Kulturspezifika, die bei Vertretern der entsprechenden Textsorten ausgemacht werden konnten, eine gewisse Relevanz im Sinne eines häufigen Vorkommens zukommt. Im Falle von Textsorten, die auch über das Internet zugänglich sind, erfolgte dies durch Recherchen mit Suchmaschinen.¹⁵ Bei den übrigen Textsorten standen Diskussionsforen und Mailinglisten für Übersetzer als Kontrollinstanz zur Verfügung. So wurden die Anfragen im U-Forum, einer deutschsprachigen Mailing-Liste für Übersetzer, über einen Zeitraum von mehr als sechs Jahren hinweg verfolgt und mit den dargestellten Sachverhalten abgeglichen.

Komplettiert wird das Bild auch hier durch *Beispiele aus der Sekundärliteratur*. Diese bieten die Möglichkeit, neben den Schwerpunktfächern Wirtschaft, Recht und Technik auch andere Fachgebiete (u.a. Medizin und Informationstechnologie) zu betrachten. Voraussetzung für die Einbeziehung eines Beispiels war, dass es anhand meiner eigenen Sprach- und Fachkenntnisse überprüft werden konnte, weshalb neben *Deutsch*, *Englisch* und *Französisch* (meinen aktiven Sprachen) *Spanisch* am stärksten repräsentiert ist. Daneben finden sich auch einige Beispiele aus dem *Italienischen*. Das Verifizieren der Beispiele brachte den unerwarteten Befund, dass weit mehr als die Hälfte der „klassischen“ Fallstudien aus der Sekundärliteratur verworfen werden musste. In einigen Fällen stellte sich heraus, dass die Erläuterungen auf einem fachlichen Missverständnis fußten. Meistens aber hatten die dargestellten Sachverhalte schlicht an Aktualität eingebüßt.

Bei der Auswertung der von mir selbst zusammengetragenen Beispiele ging es mir indessen nicht besser. Die Textsorte „Gebrauchsanweisungen“ etwa lässt derart

¹⁵ Dabei musste allerdings überprüft werden, ob es sich nicht um übersetzte Texte handelte.

viel Variationsspielraum zu, dass durch Parallel- und Gegentextanalyse nicht immer eindeutig zu entscheiden war, ob vorgefundene Unterschiede tatsächlich auf kulturbedingten Mustern beruhten oder ob lediglich innersprachliche Textsortenvarianten vorlagen. Analog dazu war beim Vergleich mehrerer Sprachfassungen oft schwer nachzuweisen, ob so genannte *shifts of expression* (Popovič 1970), also Ausdrucksverschiebungen gegenüber dem Original,¹⁶ im Einzelfall durch Kulturspezifika bedingt waren,¹⁷ oder lediglich auf Zufälligkeiten – etwa der Präferenz bestimmter Versprachlichungsstrategien seitens der Übersetzer(innen) – basierten. Im Zweifelsfall wurden solche Beispiele weggelassen. Immerhin waren angesichts der Fülle von Material, das sich mir zur Auswahl bot, meine Zweifel, ob Kulturspezifika in Fachtexten nicht vielleicht doch nur ein Randproblem darstellen, recht schnell zerstreut.

Um zu überprüfen, inwieweit Verfahren zum Überbrücken (oder zum Sichtbarmachen) von Kulturdifferenzen Eingang in die tatsächliche Übersetzungsarbeit gefunden haben, wurde – wie bereits angeklungen ist – auch zur Auswertung bestehender Übersetzungen gegriffen (*Übersetzungsvergleich*). Das stellte einerseits eine Bereicherung dar, brachte aber andererseits neue Schwierigkeiten mit sich. Letztere lagen zum Teil im Wesen des Übersetzungsvergleichs begründet, wie etwa die Gefahr, dass durch Interferenzerscheinungen entstandene Lösungen als authentische Muster der Zielsprache gewertet werden.¹⁸ Dem wurde dadurch begegnet, dass jeweils beide Übersetzungsrichtungen zum Ausgangspunkt genommen und die in der Übersetzung vorgefundenen Muster mit Originaltexten der Zielsprache verglichen wurden.¹⁹

Teilweise waren die Probleme aber auch durch die gängige Praxis des Fachübersetzens bedingt. So ist es insbesondere bei Gebrauchstexten unüblich, die Übersetzenden – oder auch nur den Ausgangstextverfasser oder zumindest die Ausgangsspra-

¹⁶ „All that appears new with respect to the original, or fails to appear where it might have been expected, may be interpreted as a shift“ (Popovič 1970: 79).

¹⁷ Die obligatorischen, d.h. sprachsystembedingten *shifts of expression* sind für die vorliegende Arbeit nur bedingt von Interesse.

¹⁸ Bereits Wandruszka weist darauf hin, dass der Übersetzungsvergleich „natürlich immer nur der Ausgangssprache“ gerecht wird (1963: 253).

¹⁹ Aus Platzgründen wurde jedoch oftmals nur eine Übersetzungsrichtung dargestellt.